

Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte

Beilage zum *Mittelweg* 36

Organisationen und Holocaust

Armin Nolzen »**Ganz normale Organisationen**«

Was die NS-Forschung von Stefan Kühl lernen sollte 97

Michaela Christ **Die Praxis der Organisation** 104

Armin Nolzen

»Ganz normale Organisationen«

Was die NS-Forschung von Stefan Kühl lernen sollte*

Auf den ersten Blick mag die Vernichtung der Juden den Anschein eines unteilbaren, monolithischen und in sich geschlossenen Geschehens erwecken. Bei näherem Hinsehen stellt sie sich jedoch als ein Prozeß aufeinanderfolgender Schritte dar, die auf Initiative unzähliger Entscheidungsträger innerhalb eines ausgedehnten bürokratischen Apparats ergriffen wurden. Dem Vernichtungsprozeß liegt demnach eine durchgängige Struktur zugrunde: eine Gesetzmäßigkeit, ein Entscheidungsmechanismus und eine mit der täglichen Verwaltungsarbeit befaßte Organisation.¹

* Dieser Artikel – wie auch der folgende von Michaela Christ – geht auf das 22. Berliner Colloquium zur Zeitgeschichte zurück, das am 19. und 20. Februar 2016 stattfand. Die von Wolfgang Knöbl konzipierte und von Bettina Greiner organisierte Tagung widmete sich unter dem Titel »Holocaust und Soziologie: Neue theoretische Ansätze zur Erforschung extremer Gewalt« der Frage nach Reichweite und Grenzen von Stefan Kühls Buch *Ganz normale Organisationen*.

¹ Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, übers. von Christian Seeger, Harry Maor, Walle Bengs und Wilfried Szepan, 3 Bde., erw. Ausg., 10. Aufl., Frankfurt am Main 2007 (amerikanische Originalausgabe: *The Destruction of the European Jews*, überarb. Ausg., New York 1985), hier Bd. 1, S. 56. Das Zitat findet sich wortgleich schon in der einbändigen deutschen Ausgabe von 1982 (dort S. 41), die auf der ersten amerikanischen Ausgabe aus dem Jahr 1961 beruht.

Dieses Zitat stammt aus Raul Hilbergs Gesamtdarstellung des NS-Massenmords an den Juden, die in der internationalen historischen Forschung dreißig Jahre lang überhaupt nicht zur Kenntnis genommen worden ist.² Erst seit Mitte der 1990er-Jahre hat diese sich auf Hilberg bezogen und damit begonnen, die mit seiner Deutung des Holocaust als einem primär bürokratisch verfassten Vernichtungsprozess abgesteckte Agenda mittels vieler empirisch gesättigter Monografien abzuarbeiten. Im Zuge dessen haben die NS-Forschung im Allgemeinen und die Holocaust-Forschung im Speziellen in den letzten beiden Dekaden alle nur erdenklichen, unmittelbar und mittelbar am NS-Judenmord beteiligten Institutionen und Apparate analysiert: Einsatzgruppen und -kommandos, Ordnungspolizei, Waffen-SS, SS-Verfügungstruppe und -Totenkopfverbände, Heer, Luftwaffe und Marine, zivile NS-Okkupationsbehörden, an der Staatskollaboration in Nord- und Westeuropa mitwirkende autochthone Zivilverwaltungen und Polizeiorgane, Unternehmen, mittelständische und landwirtschaftliche Betriebe, faschistische Bewegungen und Parteien, die Reichsbahn und selbst die großen christlichen Kirchen und kleineren Religionsgemeinschaften sind mittlerweile sehr gut erforscht.³ Die vorherrschende Analyseperspektive ist dabei die der Täterforschung. Sie befasst sich mit individuell zurechenbarer Verantwortung für Verbrechen und folgt daher einem juristischen Paradigma. Die Täterforschung argumentiert handlungstheoretisch und nimmt für sich in Anspruch auszuloten, welche Spielräume einzelne Individuen wie auch Kollektive besaßen, als sie sich an den NS-Verbrechen beteiligten. Der Fokus liegt auf einzelnen Eigenschaften der Täter, etwa auf ihrer Ideologie und ihren Zugehörigkeiten zu spezifischen NS-Institutionen, sowie auf den jeweiligen Situationen, in denen sie die deutschen und europäischen Juden stigmatisierten und ermordeten. In den letzten Jahren scheint die bisherige Täterforschung von einer integrierten Geschichte des Holocaust abgelöst zu werden, die systematisch nach Interaktionen zwischen Tätern, Opfern und Zuschauern fragt. Saul Friedländers Gesamtdarstellung hat nachdrücklich gezeigt, wie fruchtbar eine solche Vorgehensweise ist, zumal sie dazu beiträgt, mit der bisherigen Marginalisierung der jüdischen Perspektive in der Historiografie zum Holocaust zu brechen.⁴

2 Peter Novick, *Nach dem Holocaust*. Der Umgang mit dem Massenmord, übers. von Irmela Arnsperger und Boike Rehbein, 2. Aufl., Stuttgart/München 2001 (amerikanische Originalausgabe: *The Holocaust in American Life*, Boston / New York 1999), sowie Nicolas Berg, *Der Holocaust und die westdeutschen Historiker*. Erforschung und Erinnerung, 3., durchges. Aufl., Göttingen 2004.

3 Siehe dazu jetzt die Beiträge in: Frank Bajohr / Andrea Löw (Hg.), *Der Holocaust*. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung, Frankfurt am Main 2015.

4 Saul Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*, übers. von Martin Pfeiffer, München 2007 (amerikanische Originalausgabe: *Nazi Germany and the Jews*, 2 Bde., New York 1997–2007), sowie ders., *Den Holocaust beschreiben*. Auf dem Weg zu einer integrierten Geschichte, Göttingen 2007.

Die Täterforschung, wie sie bisher praktiziert wurde, nimmt stets Interaktionen in den Blick,⁵ untersucht also individuelle und kollektive Gewaltausübung in Situationen der wechselseitigen Anwesenheit von Tätern und Opfern. Sie versucht darüber hinaus, diese Interaktionen an die NS-Gesellschaft zurückzubinden, indem sie deren Spezifika herausarbeitet und die Gewalttaten wie auch deren Erleiden in den jeweiligen historischen Kontext einordnet. Als wichtige Wegmarken gelten ihr die Eskalation der Repression gegen sogenannte objektive Gegner nach 1933 sowie die militärische Eroberung, die Besatzungspolitik und die Radikalisierung der Kriegführung nach 1938/39.⁶ Generell hat die Täterforschung zwei miteinander zusammenhängende Herangehensweisen entwickelt, um der NS-Gewalt methodisch zu Leibe zu rücken. Zum einen analysiert sie die Situationen der Gewaltausübung und des Massenmordes, zum anderen die Motivation der Täter. Indem sie sich auf Interaktionen konzentriert, entgeht ihr allerdings ein zentraler, für beide Aspekte gleichermaßen entscheidender Faktor, nämlich deren Einbindung in nationalsozialistische Organisationen. Die Täterforschung vernachlässigt, um es anders auszudrücken, die Rahmung von Interaktion durch Organisation.⁷ Stefan Kühl ist dafür zu danken, dass er dieses Defizit mit seinem Buch *Ganz normale Organisationen* offenlegt und zugleich auch überwindet.⁸ In dieser Monografie untersucht er auf breiter empirischer Basis das Hamburger Reserve-Polizeibataillon 101, das seit dem Juli 1942 Massenexekutionen in den vom NS-Regime besetzten polnischen Gebietsteilen vornahm und dessen Angehörige mindestens 38 000 Juden ermordeten. Im Unterschied zu Christopher Browning und Daniel J. Goldhagen, die sich schon in den 1990er-Jahren mit diesem Bataillon befasst haben,⁹ geht Kühl

- 5 Im Sinne von Erving Goffman, *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, übers. von Renate und Rolf Wiggershaus, Frankfurt am Main 1974 (amerikanische Originalausgabe: *Relations in Public*. Microstudies of the Public Order, New York 1971); ders., *Rahmen-Analyse*. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, übers. von Hermann Vetter, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1989 (amerikanische Originalausgabe: *Frame Analysis*. An Essay on the Organization of Experience, New York / Evanston / San Francisco / London 1974). Allgemein Herbert Willems, *Rahmen und Habitus*. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans. Vergleich, Anschlüsse und Anwendungen, Frankfurt am Main 1997.
- 6 Paradigmatisch natürlich Michael Wildt, *Generation des Unbedingten*. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002.
- 7 André Kieserling, *Kommunikation unter Anwesenden*. Studien über Interaktionssysteme, Frankfurt am Main 1999, S. 335–387; zur im Sinne Erving Goffmans »gerahmten« Interaktion vgl. insbesondere S. 359.
- 8 Stefan Kühl, *Ganz normale Organisationen*. Zur Soziologie des Holocaust, Berlin 2014. Dazu Michael Wildt, »Der Holocaust, organisationssoziologisch betrachtet. Ein Lehrstück für Historiker«, in: *Mittelweg* 36 24 (2015), 6, S. 106–118.
- 9 Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer*. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen, übers. von Jürgen Peter Krause, Reinbek bei Hamburg 1993 (amerikanische Originalausgabe: *Ordinary Men*. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland, New York 1992), sowie Daniel Jonah Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker*. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, übers. von Klaus Kochmann, Berlin 1996 (ameri-

nicht von den in ihm dienenden Tätern und ihren Handlungen aus, sondern konzeptualisiert es mit dem Soziologen Niklas Luhmann als soziales System vom Typ »Organisation«.¹⁰ Er fragt danach, mittels welcher Mechanismen Organisationen dafür Sorge tragen, dass ihre Mitglieder die ihnen zugedachten und zugemuteten Aufgaben erledigen. Es geht Kühl also um die Folgebereitschaft in Organisationen. Auf der Basis des gleichen Quellenmaterials aus den Nachkriegsprozessen, das seinerzeit auch Browning und Goldhagen benutzt haben, kommt er dabei zu folgender Neueinschätzung:

Der Holocaust, so meine These von den »ganz normalen Organisationen«, konnte in der uns bekannten Art und Weise nur durchgeführt werden, weil der NS-Staat sich auf Organisationen – also auf ein zentrales Prinzip moderner Gesellschaften – stützen konnte. Und Organisationen differenzieren Mitgliedschaftsrollen und bringen ihre Mitglieder dazu, Dinge zu tun, die sie außerhalb der Organisation nicht tun würden.¹¹

Der Faktor »Organisation«, so könnte man pointiert formulieren, war insofern eine notwendige Bedingung für den Massenmord an den europäischen Juden. Und Kühl geht noch weiter, indem er vom Hamburger Reserve-Polizeibataillon 101 als einer »ganz normalen Organisation« spricht und den Holocaust als arbeitsteilige Kooperation ähnlicher Apparate begreift.¹² Natürlich weiß auch Kühl, dass die an den Massenerschießungen in Osteuropa beteiligten Einsatzgruppen, Einsatzkommandos und Polizeibataillone nur einen Teil jenes undurchdringlichen Konglomerats »ganz normaler Organisationen« bildeten, das den Judenmord exekutierte. Die Gemeinsamkeit dieser Organisationen, so muss man Kühls Ausführungen meines Erachtens zwingend verstehen, besteht eben in deren »Normalität«. Demnach seien ihre Programme, internen Kommunikationswege und Methoden des Personalmanagements ähnlich gewesen und mit denen heutiger Organisationen vergleichbar. Eine Typologie dieser »ganz normalen Organisationen« gibt uns Kühl nicht an die Hand, aber das ist auch nicht seine selbstgestellte Aufgabe gewesen.¹³ Allerdings trifft er gleich zu Beginn seiner Analyse eine Unterscheidung, die auf eine implizite Verwendung einer solchen Organisationstypologie hindeutet: die Unterscheidung zwischen staatlichen und

kanische Originalausgabe: *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1996).

- 10 Als Referenztext fungiert Niklas Luhmann, *Funktionen und Folgen formaler Organisationen*, Berlin 1964. Vgl. dazu den Beitrag von André Kieserling, in: *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Oliver Jahraus / Armin Nassehi / Mario Grizelj / Irmhild Saake / Christian Kirchmeier / Julian Müller, Stuttgart/Weimar 2012, S. 129–134.
- 11 Kühl, *Ganz normale Organisationen*, S. 299.
- 12 Vergleichbar bisher nur, wenn auch mit Überbetonung der Akteursperspektive, Wolfgang Seibel, *Macht und Moral. Die »Endlösung« der Judenfrage in Frankreich, 1940–1944*, Konstanz 2010.
- 13 Weiterführend Maja Apelt / Veronika Tacke (Hg.), *Handbuch Organisationstypen*, Wiesbaden 2012.

nichtstaatlichen Gewaltorganisationen.¹⁴ Sie ist unglücklich, weil sie auf das Nebengleis der Staatstheorie führt und die Referenzebene »Organisation« in den Hintergrund treten lässt. Der »Staat« ist ja keine Organisation, auf die man die für dieses soziale Gebilde konstitutive Differenz zwischen Mitglied und Nichtmitglied anwenden könnte, sondern lediglich, mit Luhmann gesprochen, eine Selbstbeschreibungsformel des Funktionssystems »Politik«.¹⁵ Mit der Unterscheidung von »staatlich« und »nichtstaatlich« gerät man unversehens in das Feld der historischen Semantik und auf die Referenzebene der primär in Funktionssysteme differenzierten Gesellschaft. Diesen Wechsel vollzieht Kühl im achten Kapitel, das im Hinblick auf seine Thesen dann auch das am wenigsten überzeugende ist.¹⁶

Um die Stärken des organisationssoziologischen Ansatzes nicht zu verspielen, sollte man deshalb eine andere Unterscheidung verwenden, wenn es um die NS-Organisationen und ihre Bedeutung für die Eskalation der antijüdischen Gewalt geht: die Unterscheidung zwischen bewaffneten und nichtbewaffneten Organisationen. Von Wolfgang Sofsky ist vieles über den Stellenwert von Waffen für die Verletzungsmächtigkeit und Verletzungs-offenheit von menschlichen Körpern zu lernen.¹⁷ Allerdings interessiert er sich im Rahmen seiner Anthropologie der Gewalt kaum für Phänomene von »Organisation«. So entgeht ihm, dass Waffen nicht nur für einzelne Individuen, sondern auch für Organisationen einen Unterschied machen. Dieser Unterschied, so lautet mein Argument, ist einer ums Ganze. Der Zweck bewaffneter Organisationen liegt ja einzig und allein darin, Gewalt gegen Körper sowohl anzudrohen als auch auszuüben.¹⁸ Deshalb zeichnen sie sich durch einen spezifischen Umweltbezug aus: die feste Kopplung an Waffen.¹⁹ Dieser Umweltbezug prägt die Entscheidungen einer bewaffneten Organisation nachdrücklich. Diese ist überwiegend konditional programmiert, um die Bedingungen zu regeln, unter denen im Rahmen ihrer Tätigkeit überhaupt Waffen eingesetzt werden (dürfen). Die waffentragenden Angehörigen der Organisation sind in aller Regel (temporär oder permanent)

14 Kühl, *Ganz normale Organisationen*, S. 22–25.

15 Niklas Luhmann, *Die Politik der Gesellschaft*, hrsg. von André Kieserling, Frankfurt am Main 2000, S. 189–227. Dazu allgemein Stefan Lange, *Niklas Luhmanns Theorie der Politik*. Eine Abklärung der Staatsgesellschaft, Wiesbaden 2003.

16 Kühl, *Ganz normale Organisationen*, S. 247–295, wo es im Wesentlichen um die Frage nach der Legalität oder Illegalität der Handlungen der NS-Täter geht, also um das Funktionssystem »Recht«.

17 Wolfgang Sofsky, *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt am Main 1996, S. 27–44.

18 Heinrich Popitz, *Phänomene der Macht*, 2., stark erw. Aufl., Tübingen 1992, S. 43–78.

19 Zum Begriff der »Kopplung« im Hinblick auf Organisationen vgl. Karl E. Weick, *Der Prozeß des Organisierens*, übers. von Gerhard Hauck, Frankfurt am Main 1995, S. 163 ff. (amerikanische Originalausgabe: *The Social Psychology of Organizing*, Boston 1979), sowie ders., »Bildungsorganisationen als lose gekoppelte Systeme«, in: Sascha Koch / Michael Schemmann (Hg.), *Neo-Institutionalismus in der Erziehungswissenschaft*. Grundlegende Texte und empirische Studien, Wiesbaden 2009, S. 85–109.

kaserniert, um auf den zukünftigen Waffengebrauch vorbereitet zu werden, und sie sind zugleich durch das Tragen von Waffen, Uniformen und Rangabzeichen öffentlich als ihr zugehörig sichtbar. Die Binnenstruktur bewaffneter Organisationen ist durch einen strikt hierarchischen Befehlsweg gekennzeichnet, der die Möglichkeiten eines freiwilligen Verlassens rigoros einschränkt. Zuletzt müssen solche Organisationen gegebenenfalls große Entfernungen in möglichst kurzer Zeit überwinden können, um an ihren Einsatzort zu gelangen. Konditionale Programmierung, Kasernierung, Sichtbarkeit, strikte Befehlshierarchie mit eng begrenzten Exit-Optionen und räumliche Mobilität und Schnelligkeit sind die Hauptkennzeichen bewaffneter Organisationen.

Wozu kann diese Unterscheidung zwischen bewaffneten und nichtbewaffneten Organisationen bei der Analyse des NS-Judenmords dienen? Sie erlaubt es uns, Kühls zentrale Ausgangsfrage nach der Folgebereitschaft in Organisationen im Hinblick auf das NS-Regime zu spezifizieren und die Reichweite seiner organisationssoziologischen Erklärungskonzepte besser einzuschätzen. Für diese Frage ist es dann doch ein Unterschied, ob man eine traditionelle Verwaltungsbehörde und deren Mitwirkung am Holocaust untersucht oder mobile Tötungseinheiten. Schreibtischarbeit ist etwas anderes als Genickschüsse. Das kann auch anhand des Konzepts der »Indifferenzzone« verdeutlicht werden, das der amerikanische Managementtheoretiker Chester I. Barnard Mitte der 1930er-Jahre in die Organisationsforschung eingeführt hat und das bei Kühl einen relativ hohen Stellenwert besitzt.²⁰ Demnach verzichte man beim Eintritt in eine Organisation auf eine genaue Festlegung der zu leistenden Tätigkeiten. Vielmehr überlasse man der Organisation gewissermaßen einen Blankoscheck, mit dem sie zukünftig nahezu nach Belieben auf die Arbeitskraft ihrer Angehörigen zurückgreifen könne. Es kristallisiere sich ein Bereich heraus, in dem sich Mitglieder gegenüber einer Organisation indifferent zu verhalten hätten. Innerhalb dieser Indifferenzzone könnten sie sich nicht weigern, den Befehlen und Anordnungen ihrer Vorgesetzten Folge zu leisten, ohne ihre Organisationszugehörigkeit zu riskieren. Das Konzept der Indifferenzzone ist wichtig, um die Beteiligung etwa der Mitarbeiter von Reichsministerien, Kommunalverwaltungen oder der Deutschen Reichsbahn am NS-Judenmord zu verstehen, denn hier stand die Folgebereitschaft im Prinzip bei jeder administrativen Maßnahme aufs Neue zur Disposition. Bei bewaffneten Organisationen wie Wehrmacht, Waffen-SS, Polizeibataillonen und Schutzmannschaften hilft das Konzept hingegen kaum weiter. Bereits beim Eintritt in eine bewaffnete Organisation ist die Bereitschaft zum Waffengebrauch (informal) vorausgesetzt. Waffengebrauch fungiert als implizite Mitgliedschaftsbedingung in bewaffneten Organisationen und liegt daher immer in

²⁰ Kühl, *Ganz normale Organisationen*, S. 91 ff. u. 211–216.

der Indifferenzzone. Dabei besteht möglicherweise eine Ausnahme: das erste Mal des Tötens. Nicht umsonst heben die von Kühl angeführten Beispiele hauptsächlich auf die Ereignisse von Józefów am 12. und 13. Juli 1942 ab, also die erste große Massenerschießung durch das Reserve-Polizeibataillon 101, die das Überschreiten dieser Schwelle markierte. Wenn jemand im Rahmen einer bewaffneten Organisation zum ersten Mal getötet hat, verliert der Begriff »Indifferenzzone« jedoch an Erklärungswert. Der Täter kann sich im Wiederholungsfall nicht mehr ohne erheblichen Begründungsaufwand von einem Befehl, den er einmal befolgt hat, zurückstellen lassen oder sich der Ausführung desselben entziehen.

Kühl hat in der Einleitung eines mit Alexander Gruber 2015 herausgegebenen Sammelbandes die Bedeutung des Konzepts der Indifferenzzone noch einmal unterstrichen und es als Ausgangspunkt für eine vergleichende Analyse von Organisationen im Holocaust ins Spiel gebracht. In diesem Text betonen beide Autoren, dass die Grenzen der Indifferenzzone nicht statisch seien, sondern mit den Praktiken der Organisationsmitglieder variierten. Deshalb müssten »die Bedingungen, unter denen sich die Folgebereitschaft von Organisationsmitgliedern situativ konkretisiert und verändert« hat,²¹ unter die Lupe genommen werden. Ob dies ein gangbarer Weg für einen Vergleich organisationaler Massengewalt ist, wird sich zeigen müssen. Jedoch können Indifferenzonen dann nicht mehr aus den Mitgliedschaftsbedingungen und den Formalstrukturen von Organisationen rekonstruiert werden, wie es Kühl in *Ganz normale Organisationen* (jedenfalls implizit) praktiziert hat. Für den Historiker entsteht daraus ein veritables Dilemma, denn diese Dynamisierung des Konzepts »Indifferenzzone« erfordert eine Echtzeitanalyse, die auf der Basis historischer Überreste nicht zu leisten ist. Schließlich ist ein weiteres Problem zu erwähnen, dem sich auch eine theoretisch informierte Organisationssoziologie des NS-Judenmords nicht verschließen darf. Dieser war ein dynamischer Prozess, der die Zusammenarbeit fast aller NS-Organisationen verlangte. Daraus muss freilich auch die Konsequenz gezogen werden, die jeweiligen Beziehungen zwischen den beteiligten Organisationen systematisch in den Blick zu nehmen! Provokativer ausgedrückt: Vielleicht ist die von Kühl in den Mittelpunkt gestellte Folgebereitschaft in Organisationen nicht der richtige Parameter, um die »Realisierung des Utopischen« zu erklären.²² Vielleicht wäre der Parameter einer arbeitsteiligen Kooperation zwischen bewaffneten und nichtbewaffneten Organisationen geeigneter. Darüber ließe sich sicher

21 Alexander Gruber / Stefan Kühl, »Autoritätsakzeptanz und Folgebereitschaft in Organisationen. Zur Beteiligung der Mitglieder des Reserve-Polizeibataillons 101 am Holocaust«, in: dies. (Hg.), *Soziologische Analysen des Holocaust*. Jenseits der Debatte über »ganz normale Männer« und »ganz normale Deutsche«, Wiesbaden 2015, S. 7–28, hier S. 24 (Zitat).

22 Hans Mommsen, »Die Realisierung des Utopischen. Die »Endlösung der Judenfrage« im »Dritten Reich«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 9 (1983), S. 381–420.

trefflich diskutieren. Worüber sich jedoch nicht diskutieren lässt, ist die Notwendigkeit, Organisationssoziologie und historische Forschung enger miteinander zu verzahnen, und zwar nicht nur bei der Analyse des Holocaust, sondern auch in anderen Politikfeldern. Die NS-Forschung sollte sich von Stefan Kühl endlich zu der Einsicht bewegen lassen, dass Organisationen ein zentrales Funktionselement des NS-Regimes waren und dass es eines Perspektivenwechsels bedarf, wenn sie interpretatorische Fortschritte erzielen will. Die Referenzebene »Organisation« in den Fokus des Erkenntnisinteresses zu rücken, ist eine Aufgabe der Zukunft. Nur auf diese Weise wird es möglich sein, sowohl die Modernität des NS-Regimes als auch die Monstrosität seiner Verbrechen zu verstehen.

*Armin Nolzen, Historiker, ist Redaktionsmitglied
der Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus.
armin.nolzen@rub.de*

Michaela Christ

Die Praxis der Organisation

Stefan Kühl möchte mit seinem Buch *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust* eine Diskussion darüber anregen, ob »mithilfe anderer Ansätze die Frage der Beteiligung der >ganz normalen Männer<, der >ganz normalen Frauen< am Holocaust überzeugender analysiert werden kann als mit der Systemtheorie«. ¹ Die große Aufmerksamkeit, die das Buch seit seinem Erscheinen im Jahr 2014 erfährt, erklärt sich unter anderem daraus, wie geradlinig der Autor die Frage angeht und wie entschieden seine Antwort ausfällt: Es ist die systemtheoretische Organisationssoziologie, mit der am Ende des Tages das Handeln der ganz normalen Täter erklärt werden kann. Die große Geste ist vermutlich sowohl der Notwendigkeit geschuldet, in einem vorrangig von Historiker*innen mit zahlreichen hervorragenden Arbeiten besetzten Feld als Soziologe wahrgenommen zu werden, als auch der engagierten Haltung eines Systemtheoretikers, dem die Sache am Herzen liegt.

Im vorliegenden Text soll ausgelotet werden, ob sich für eine an den Praktiken der Gewalt orientierte Forschung in einer systemtheoretisch fundierten Studie Punkte finden, an die sich anknüpfen lässt. Geprüft werden

¹ Stefan Kühl, *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust*, Frankfurt am Main 2014, S. 330 f.

soll also, ob und in welcher Hinsicht organisationssoziologische Erkenntnisse für eine praxeologisch orientierte Gewaltforschung fruchtbar gemacht werden können. Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Suche nach möglichen Verständigungen und wechselseitigen Ergänzungen. Es geht hier ausdrücklich nicht um den Nachweis der Unter- oder Überlegenheit von theoretischen Schulen, also darum, Argumente für einen paradigmatisch anders ausgerichteten Zugang vorzubringen, mit dem die gestellte Frage *besser* untersucht werden könnte, und damit implizit die Debatte um die Gegensätze und Unterschiede zwischen Struktur- und Handlungstheorien entlang der Suche nach Erklärungen für die Beteiligung an massenhafter Gewalt fortzusetzen. Es ist natürlich möglich, Soziologie als agonalen Konkurrenzkampf der Schulen zu betreiben. Doch genauso kann man von deren Komplementarität ausgehen und den Blick darauf richten, wie sich die jeweiligen theoretischen Angebote wechselseitig ergänzen.²

Mit der Frage, warum »ganz normale Männer« Zehntausende Jüdinnen und Juden ermordeten, knüpft Kühls Buch an eine umfangreiche und ausdifferenzierte Forschungsdiskussion an, aus der sich seit den 1990er-Jahren ein eigenes Teilgebiet der NS- und Holocaustforschung, die sogenannte Täterforschung, entwickelt hat.³ Ausgangspunkt der Kühl'schen Studie ist die Beobachtung, dass der Holocaust ein durch NS-Organisationen gestaltetes und ausgeführtes Gewaltgeschehen war. Entsprechend habe seine Analyse dem Umstand Rechnung zu tragen, dass die Gewalt durch Akteure exekutiert wurde, die in ihrer überwältigenden Mehrheit Mitglieder von Organisationen waren. Nahezu alle Täter, konstatiert Kühl, fingen an, sich am massenhaften Töten zu beteiligen, nachdem sie Mitglieder einer Gewaltorganisation geworden waren, und beendeten ihr Tun, wenn sie diese wieder verließen. An diese Beobachtung anschließend formuliert Kühl seine These, wonach der Holocaust nicht durchführbar gewesen wäre ohne die spezifische Weise, auf die Organisationen sicherstellen, dass ihre Mitglieder die ihnen zugewiesenen Aufgaben erfüllen. Als zentrales Beispiel zur Prüfung seiner These dient ihm das Hamburger Polizeibataillon 101, dessen mörderische Aktivitäten bereits Gegenstand der breit rezipierten und intensiv diskutierten Bücher von Christopher Browning und Daniel Goldhagen gewesen sind.⁴

Indem er Organisationen als Einheiten in den Blick nimmt, von denen Gewalt ausging, und analysiert, durch welche Eigenheiten, Funktionsmecha-

2 Siehe dazu: Georg Kneer / Markus Schroer, »Soziologie als multiparadigmatische Wissenschaft. Eine Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Handbuch soziologische Theorien*, Wiesbaden 2009, S. 7–19.

3 Gerhard Paul, »Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und >ganz gewöhnlichen« Deutschen. Die Täter der Shoah im Spiegel der Forschung«, in: ders. (Hg.), *Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?*, Göttingen 2002, S. 13–90.

4 Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen*, übers. von Jürgen Peter Krause, Reinbek 1996 [amerik. Original zuerst 1992]; Daniel Jonah Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, übers. v. Klaus Kochmann, Berlin 1996.

nismen und Strukturmerkmale sie sich auszeichneten und auf welche Weise sie gewalttätiges Verhalten beförderten, bietet der Autor einen Erklärungsansatz für die massenhafte Beteiligung am Holocaust an, der weder auf das situationsspezifische Handeln rekurriert noch auf die Persönlichkeitsstruktur der einzelnen Protagonisten – etwa deren normative Werthaltungen oder politische Einstellungen. Der beachtenswerte Vorschlag des Buches besteht mithin darin, den Fokus der Täterforschung erneut zu verschieben. Hatte dieser längere Zeit auf den Biografien (und, daran gekoppelt, den Motiven) der Täter gelegen und sich in den letzten Jahren stärker hin zu situativen Aspekten verschoben, rückt Kühl nun diejenigen Organisationen des NS-Regimes in den Blick, die maßgeblich für die Ausübung massenhafter Gewalt zuständig waren. Diese betrachtet er zugleich als Ermöglichungs- und als Erzwingungsräume. Sie richteten nicht nur bestimmte Erwartungen an ihre Mitglieder, betont Kühl, sondern sicherten wie alle Organisationen die Erfüllung dieser Erwartungen auf spezifische Weise ab. Dies hatte, was die Bereitschaft zur Gewaltausübung anbelangt, verheerende Folgen.

Insbesondere zwei Aspekte von Kühls systemtheoretisch informierter Organisationssoziologie sollen hier erwähnt werden, um die Reichweite des vorgeschlagenen Ansatzes zu verdeutlichen: Indifferenzzone und Konsensfiktion. »Es gehört zur Normalität von Organisationen«, so Kühl, »dass Mitglieder bei ihrem Eintritt lediglich eine vage Vorstellung davon haben, welche Aufgaben auf sie zukommen.« (S. 91) Soldaten, Polizisten und SS-Männer wussten zwar, in welche Organisation sie eintraten, und hatten auch eine Vorstellung von deren Aktivitätsspektrum. So mussten die Mitglieder der genannten Organisationen davon ausgehen, dass Gewaltausübung zu ihrem Tätigkeitsbereich gehörte. Welche Tätigkeiten der Einzelne konkret zu verrichten haben würde, war allerdings oft unklar. Innerhalb von Organisationen bildet sich für deren Mitglieder etwas heraus, das Kühl Indifferenzzone nennt. Dieser Begriff bezeichnet einen (in seinen Grenzen nie genau oder abschließend zu bestimmenden) Bereich, innerhalb dessen sich die Mitglieder einer Organisation indifferent gegenüber den an sie herangetragenen Aufgaben sowie den zugrundeliegenden Hierarchien und Befehlswegen verhalten können. Es gibt in jeder Organisation Aufgaben, welche die Mitglieder nicht ablehnen können, ohne ihre Mitgliedschaft prinzipiell in Frage stellen zu müssen, weil sie zu dem zählen, was die Organisation von ihnen erwarten kann. Für die NS-Gewaltorganisationen führt Kühl weiter aus, dass das, was von den Organisationsmitgliedern der Indifferenzzone zugerechnet wurde, erheblich von der rechtlichen Absicherung abhing, mit anderen Worten davon, ob sie das, was von ihnen zu tun verlangt wurde, als legal betrachten konnten. Die Annahme der Organisationsmitglieder, sie handelten rechtmäßig, wurde auf vielfältige Weise stabilisiert, schreibt Kühl, indem etwa formale Befehlswege eingehalten und Massenerschießungen unter den Rahmenbedingungen regulärer Einsätze durchgeführt wurden,

oder indem immer neue Verordnungen erlassen wurden, gegen die die Verfolgten zwangsläufig verstoßen mussten, wollten sie überleben, womit es legitimen Grund gab, mit Gewalt gegen sie vorzugehen. All dies ermöglichte es den Mitgliedern, die Indifferenzzone auszuweiten, mithin die ihnen gestellten Aufgaben zu erledigen, weil diese nach ihrem Verständnis unter das fielen, was man im Rahmen ihrer Zugehörigkeit zur Organisation von ihnen verlangen konnte – und zwar, und das ist der entscheidende Punkt, ohne dass sie das, was sie taten, notwendig gutheißen mussten.

Der zweite Aspekt der Studie, der hier angesprochen werden soll, betrifft ebenfalls den Versuch, Erklärungen jenseits der Frage nach Einstellungen und Motiven Einzelner aufzuzeigen. Mit dem von Niklas Luhmann geprägten Begriff der antisemitischen Konsensfiktion zielt Kühl darauf ab, die gesellschaftliche Duldung der Entrechtung und Ausgrenzung von sowie der Gewaltausübung gegen Juden zu erklären. Kühl geht mit Luhmann davon aus, dass man in der NS-Gesellschaft mit einem großen Set wechselseitig geteilter Erwartungen rechnen konnte, »ohne jeweils im Einzelnen abklären und aushandeln zu müssen, wie weit die Zustimmung wirklich geht« (S. 103). Weil die Annahme, das jeweilige Gegenüber oder das soziale Umfeld stimme den Maßnahmen und Verlautbarungen des Regimes zu, kommunikativ immer wieder bestätigt wurde, stabilisierte sich schrittweise eine antisemitische Konsensfiktion. Das wiederum trug nicht nur zur weiteren Dynamisierung der Exklusion von Juden bei, sondern führte überdies dazu, dass entgegengesetzte Positionen immer weniger artikuliert werden konnten.

Kühl schließt mit diesem Befund an diverse ähnliche Analysen an. Zwar unterscheiden sich die Begriffe, die verschiedene Autorinnen und Autoren für dieses Phänomen gefunden haben, ebenso wie die Annahmen über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft differieren. Die Vorstellung aber, dass im Handeln der Subjekte eine Interpretation ihrer sozialen Welt aufgehoben war, die ein judenfeindliches Verhalten eher nahelegte als eines, das die Verfolgten unterstützte, findet sich in Michael Wildts Darstellung der »Volksgemeinschaft« samt der mit ihr verbundenen Praktiken der Ausgrenzung genauso wie zum Beispiel bei Peter Longerich, der etwa von einem »antisemitischen Interpretationsrahmen« schreibt, welcher »nicht nur verbindliches Deutungsmuster innerhalb des durch die Nationalsozialisten bestimmten Diskurses [war], sondern auch Verhaltensmuster für das Alltagsverhalten der Bürger in der Öffentlichkeit [setzte]«. ⁵ Harald Welzer geht mit dem Konzept des sich verändernden Referenzrahmens von einer beschleunigten Verschiebung der Werte und Normen innerhalb der NS-Gesellschaft aus, die auf »der unmittelbaren Transformation von Ideologie in Praxis beruhte« und die letztlich »die >Arier< in der deutschen Wirklich-

⁵ Peter Longerich, »Judenverfolgung und nationalsozialistische Öffentlichkeit«, in: Kristin Platt (Hg.), *Reden von Gewalt*, München 2002, S. 227–255, hier S. 233.

keit ebenso schnell schuf wie die ›Juden‹.⁶ Kühl freilich betont in diesem Zusammenhang, und darin liegt die Pointe seiner Herangehensweise, dass es nicht darauf ankam, ob oder inwieweit die in Rede stehenden Werte und Normen tatsächlich geteilt wurden, sondern vielmehr auf die geteilte Annahme, dass dem so sei und dass antisemitische Äußerungen und Handlungen keinen Widerspruch hervorrufen würden. Menschen versuchten, so könnte man zusammenfassen, sich situationsangemessen zu verhalten. Und situationsadäquat (umgangssprachlich: normal) war während der NS-Zeit, sich gegen Juden zu positionieren.

Als Teil der Gesellschaft waren die Angehörigen der Polizeibataillone und anderer NS-Gewaltorganisationen schon vor Eintritt in die Organisation beziehungsweise auch jenseits ihrer Zugehörigkeit zu derselben durch die antisemitische Konsensfiktion geprägt. Innerhalb der Organisation aber, so Kühl, erlangte diese darüber hinaus spezifische Wirkung über die Koppelung mit der generalisierten Erwartung an die Mitglieder. Weltanschauliche Schulungen während Ausbildung und Einsatz knüpften an die Konsensfiktion an und sicherten sie organisationsintern ab. Auch hier seien nicht der Überzeugungswandel oder eine Steigerung der Motivation entscheidend gewesen (und wahrscheinlich kaum eingetreten). Was die im Kontext der polizeilichen Tätigkeit erfolgte Unterweisung über die Gefährlichkeit alles Jüdischen jedoch bewirkt habe, sei eine Ausweitung der Indifferenzzone gewesen, sprich eine Festigung der Erwartung, dass man gegen Juden werde vorgehen müssen.

Kühl setzt andere Prämissen als die praxeologische Täterforschung. In der Soziologie hat die Auseinandersetzung mit sozialen Praktiken, haben praxistheoretische Ansätze inzwischen bereits längere Tradition, und auch in der Geschichtswissenschaft haben praxisorientierte Zugänge in den letzten zwei Jahrzehnten deutlich an Bedeutung gewonnen.⁷ Der Begriff der Praxeologie geht zurück auf Pierre Bourdieu, dessen Interesse sowohl der Praxis an sich als auch ihren Entstehungs- und Anwendungsbedingungen galt. Die Art und Weise, wie sich das sozial, räumlich, zeitlich und kulturell spezifische Wissen der Akteure über ihre Welt in Handlung übersetzt, beschäftigte ihn ebenso wie die nach der Genese dieses ›praktischen Wissens‹ im Spannungsverhältnis zwischen Feld und Habitus. Der Akteur, schreibt Bourdieu, »fühlt sich in der Welt zu Hause, weil die Welt in Form des Habitus auch in ihm zu Hause ist.«⁸ Praxis lässt sich diesem Verständnis nach

6 Harald Welzer (unter Mitarbeit von Michaela Christ), *Täter*. Wie aus ganz normalen Männern Massenmörder werden, Frankfurt am Main 2005, hier S. 252.

7 Sven Reichardt, »Zeithistorisches zur praxeologischen Geschichtswissenschaft«, in: Arndt Brendecke (Hg.), *Praktiken der frühen Neuzeit*. Akteure – Handlungen – Artefakte, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 46–61.

8 Pierre Bourdieu, *Meditationen*. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, übers. von Achim Russer, Frankfurt am Main 2001, S. 183.

nicht allein auf Motive oder Werte und Normen zurückführen, sondern beinhaltet immer auch unartikulierte Erfahrungen, Körperwissen sowie Wissen über den Umgang mit Artefakten.⁹ Obgleich Bourdieus Theorie der Praxis einen wesentlichen Orientierungspunkt darstellt, geht der Kanon der Kulturtheorien, die unterschiedliche Elemente zu einem aus Praktiken abgeleiteten Verständnis des Sozialen beisteuern, weit über ihn hinaus. Der Kanon umfasst disziplinär wie thematisch so verschieden verortete Autorinnen und Autoren wie Ludwig Wittgenstein, Michel Foucault, Anthony Giddens, Theodore Schatzki, Judith Butler, Stuart Hall oder Bruno Latour.¹⁰ Gemeinsam ist ihnen, so Andreas Reckwitz, dass sie den Blick auf die »kleinste Einheit des Sozialen« richten und Praktiken als routinisiertes Tun und Sprechen, als Handeln mit und von Körpern und Artefakten verstehen. Vorausgesetzt wird, dass in Praktiken (inkorporiertes) implizites Wissen über die soziale Welt aufgehoben ist.¹¹ Indem praxeologische Zugänge zum einen auf das vorhandene praktische Wissen der Akteure (über eine Situation, über soziale Beziehungen, Machtverhältnisse etc.) rekurrieren, das in konkreten Praktiken zum Ausdruck kommt, und zum anderen darüber reflektieren, welche möglichen Folgen diese haben können, nehmen sie im besten Fall zugleich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Sozialen in den Blick.¹² Während in der Luhmann'schen Systemtheorie die kleinste Einheit des Sozialen die Kommunikation ist, fragt die Praxistheorie nach den Bedingungen, unter denen diese Einheit von Information, Verstehen und Mitteilen überhaupt praktisch möglich wird.

Welche Anknüpfungsmöglichkeiten für eine praxeologische Perspektive finden sich nun in Stefan Kühls Buch? Angesichts der Frage, die dem Buch zugrunde liegt, fällt die Suche weniger schwer, als bei einer systemtheoretisch fundierten Studie vielleicht zu erwarten wäre. Dies liegt unter anderem daran, dass Kühl für seine Argumentation auf mehrere akteurs- und handlungstheoretisch orientierte Autoren wie Randall Collins, Erving Goffman oder Jan Philipp Reemtsma zurückgreift. Zudem nimmt er Bezug auf diverse Publikationen etwa von Birgitta Nedelmann, Heinrich Popitz, Trutz von Trotha oder Michael Neumann, die für eine an den Praktiken der Gewalt, am Zufügen und Erleiden von Schmerz orientierte Analyse gewaltförmer Ereignisse plädiert und damit ab Mitte der 1990er-Jahre die Debatte

9 Gernot Saalman, »Praxeologie (praxéologie)«, in: Gerhard Fröhlich / Boike Rehbein (Hg.), *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2009, S. 196–199; Pierre Bourdieu / Loïc J. D. Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, übers. von Hella Beister, Frankfurt am Main 1996.

10 Siehe systematisch dazu Andreas Reckwitz, »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (2003), 4, S. 282–301; ders., *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist 2000.

11 Reckwitz, »Grundelemente«, S. 290.

12 Mustafa Emirbayer / Ann Mische, »What Is Agency?« in: *The American Journal of Sociology* 103 (1998), 4, S. 962–1023.

um die Paradigmen der soziologischen Gewaltforschung geprägt haben. Kühl will sich hier freilich nicht einreihen. Vielmehr beansprucht er, mit seinem organisationssoziologischen Ansatz eine Erklärung jenseits praxeologisch orientierter Fragen nach situativem Handeln und den ihm zugrundeliegenden Situationsinterpretationen zu bieten. Im Sinne der Systemtheorie unterscheidet Kühl zwischen Interaktion, Organisation und Gesellschaft. Er beschreibt ausführlich eine große Zahl unterschiedlicher Gewaltereignisse, wobei das Gewalthandeln ganzer Sicherheits- und Ordnungspolizeinheiten wie auch einzelner Akteure in den Blick kommt. Entsprechend des gewählten Zugangs stehen die geschilderten Praktiken der Gewalt an sich und der methodische Umgang mit ihnen jedoch nicht im Zentrum der Untersuchung. Das massenhafte Töten, ausgeführt von zehntausenden Männern (und einigen tausend Frauen), ist zwar Anlass für die Fragestellung des Buchs. Doch Kühl geht es nicht darum, zu analysieren, *wie* getötet wurde, sondern er interessiert sich dafür, was die Täter – jenseits individueller Motive – dazu in die Lage versetzte oder ihnen gar nahelegte, zu tun, was sie taten. Er will eine kausal-explanatorische Erklärung bieten, die das Handeln zwar als zu Erklärendes zum Ausgangspunkt seines Buchs macht, indes nicht beim konkreten Zufügen und Erleiden von Schmerz und Tod verweilt. All dies gereicht dem Buch keineswegs zum Nachteil, ist aber insofern wichtig, als genau hier Anknüpfungspunkte für praxeologische Interventionen liegen.

»Organisationen«, betont Kühl mehrfach, »bringen ihre Mitglieder dazu, Dinge zu tun, die sie außerhalb der Organisation nicht tun würden.«¹³ Sie sind aber nicht nur Produzenten, sondern zugleich auch Produkte des sozialen Handelns ihrer Mitglieder. Organisationen werden durch das Handeln ihrer Mitglieder hervorgebracht, stabilisiert und verändert. Auch diese Perspektive findet sich bei Kühl: Akteure sind für ihn nicht nur Rädchen im Getriebe, sondern durchaus eigensinnige Subjekte, die die soziale Welt der Organisation, der sie angehören, deuten, formen und mitgestalten.

Letztlich aber geht Kühl, wie dargelegt, davon aus, dass unterschiedliche individuelle Einstellungen innerhalb der Organisation für die Durchsetzung von deren Zielen irrelevant waren. »Typischerweise«, so Kühl, »entlasten Organisationen ihre Mitglieder weitgehend davon, zu den von ihnen verlangten Handlungen eine eigene Haltung zu entwickeln.«¹⁴ Für den in eine Organisation mit eigenen Strukturen, Logiken und Zielsetzungen eingebundenen Akteur ist es nicht notwendig, sich alle gestellten Aufgaben auf der Ebene der Einstellung zu eigen zu machen. Für das Funktionieren der einzelnen Mitglieder und damit für das Funktionieren der Organisation insgesamt ist es ausreichend, dass Erstere die gestellten Aufgaben im Sinne

¹³ Kühl, *Organisationen*, S. 299. In anderer Formulierung ebd., S. 330.

¹⁴ Ebd., S. 211.

Letzterer erfüllen. Das wiederum tun sie, wenn die Aufgaben in ihre Indifferenzzone fallen, wenn also Erwartungen an sie gerichtet werden, von denen sie annehmen können, sie entsprächen dem, was in der sozialen Figuration, in der sie sich selbst verorten oder der sie zwangsweise zugeordnet wurden, als angemessen gilt. In dieser Perspektive müssen die Wert- und Normvorstellungen, die in allem sozialen Handeln enthalten sind, nicht zwangsläufig die der Akteure sein. Anders formuliert: Menschen können sich an Aktivitäten beteiligen, von denen sie glauben, andere hielten sie für sinnvoll, ohne dies selbst zu tun. So weit, so unmittelbar einleuchtend. Allerdings: Wie wahrscheinlich ist es, dass Menschen über einen längeren Zeitraum hinweg Dinge tun, die sie grundsätzlich nicht mit ihren Wert- und Normvorstellungen vereinbaren können? Wie plausibel ist die Vorstellung eines kontinuierlichen Auseinanderdriftens von individueller Einstellung und durch die Organisationszugehörigkeit strukturierter Praxis? Meiner Ansicht nach ist hier ein entscheidender Punkt berührt, an dem es lohnt, genauer auf die Praktiken der Täter zu blicken, um herauszufinden, *wie* – entsprechend ihrer je unterschiedlichen Einstellungen – sich die Protagonisten der Gewalt das ihnen abverlangte massenhafte Töten zu eigen machten.

Elissa Mailänder hat dies in ihrer Studie zu den SS-Aufseherinnen des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek getan. Sie analysiert, welche alltäglichen Praktiken das Dasein der Aufseherinnen prägten. Dazu gehörten Praktiken der Gewalt ebenso wie etwa das gemeinsame Wohnen oder das Tragen von Uniformen und Waffen. Mailänder spürt den Routinen des Umgangs nach, den die Frauen mit den Häftlingen sowie untereinander pflegten. Sie tut dies in Anlehnung an mikrohistorische Arbeiten sowie unter Rückgriff auf Foucaults Machttheorie. Minutiös rekonstruiert Mailänder die Entstehung und Einübung des berufsspezifischen praktischen Wissens sowie dessen Weitergabe an Neuankömmlinge. Aus ihrer Analyse der Praktiken, die nicht unverbunden nebeneinanderstehen, sondern miteinander verwoben sind, erklärt sich, wie aus »anfangs noch unsicheren, verschämten und schüchternen Debütantinnen innerhalb weniger Wochen >SS-Aufseherinnen< [wurden]«.¹⁵ Sie legt beispielsweise dar, wie die Frauen sich durch das Traktieren der Häftlinge aufeinander bezogen, wie sie um ihre soziale Position und um Anerkennung in der sozialen Figuration des Konzentrationslagers rangen. Und sie kann daraus ableiten, welches Handeln in der Gruppe der Aufseherinnen als angemessen galt und eine machtvolle Position innerhalb dieser Gruppe versprach. Mailänder beobachtet, dass die Frauen im Rahmen ihrer Tätigkeit durch ihr konkret-körperliches Tun, zum Beispiel den zunehmend routinierten, versierten und planvollen Gebrauch ihrer Hände und Füße oder ihres ganzen Körpers als Instrumente der Ge-

¹⁵ Elissa Mailänder Koslov, *Gewalt im Dienstalltag. Die SS-Aufseherinnen des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek 1942–1944*, Hamburg 2009, S. 482.

walt, sowohl miteinander als mit den Häftlingen kommunizierten. Mit dieser Optik kann sie die selbst über das im Lager etablierte Maß der Züchtigung, Demütigung und Bestrafung von Häftlingen weit hinausgehende Grausamkeit, mit der manche der Täterinnen ihre Opfer traktierten, nicht allein als Ausdruck zunehmender Brutalisierung im Kontext des Vernichtungskrieges im Allgemeinen oder in der sozialen Welt des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek im Besonderen interpretieren. Sondern sie vermag darüber hinaus unterschiedliche Praktiken der Gewalt als spezifische Aneignungen der gestellten Aufgabe zu interpretieren, die letztlich den verschiedenen Persönlichkeiten der Frauen geschuldet waren. Schließlich erlaubt ihre Analyse, Gewaltausübung als Form der Kommunikation des Lagerpersonals untereinander und als Mittel der Austragung von Statuskonflikten und internen Hierarchiekämpfen zu lesen. Studiert man Mailänders Ausführungen vor dem Hintergrund der Kühl'schen Analyse, so fällt auf, wie unmittelbar Handeln und Struktur, Akteure und Organisation in ihrer Darstellung einander wechselseitig konstituieren und stabilisieren.

Praxis ist immer zugleich das Ergebnis von Aneignung und Zuweisung. Die Bereitschaft, sich im Rahmen des durch die Indifferenzzone Vorgegebenen anzupassen, war gewissermaßen die Bedingung für eine gelingende Inklusion der Mitglieder in die Organisation. Kühl arbeitet heraus, dass der Mitgliedschaft in den Gewaltorganisationen des NS-Systems aufgrund der eng begrenzten Möglichkeiten, diese Organisationen zu verlassen, ein Zwang innewohnte, dessen Bedeutung für die Antizipation von deren Zielen nicht zu unterschätzen ist. Weil Ausstiegsoptionen weitgehend fehlten, blieb den Akteuren kaum etwas anderes übrig, als sich mit ihrer Situation zu arrangieren. Wie unterschiedlich dieses Sicharrangieren ausfallen konnte und welches Wissen über die Welt darin einging, zeigt die sehr unterschiedliche Praxis der Akteure, die eine große Bandbreite zwischen begeisterter Aufgabenerfüllung und Vermeidungsversuchen abdeckte, aus meiner Sicht sehr deutlich.

Retrospektiv betrachtet erscheint die massenhafte Gewalt der auf Gewaltausübung spezialisierten NS-Organisationen wie das orchestrierte Zusammenspiel vieler verschiedener Akteure, die dieselben Interessen teilten. Im praxeologischen Nahblick wird erkennbar, wie heterogen und mitunter widersprüchlich die Praktiken im Einzelnen tatsächlich waren. In der Anerkennung dessen und in der Theoretisierung der Art und Weise, in der die Organisationen die ihnen gestellten Aufgaben dennoch erfüllten, liegt der Gewinn von Stefan Köhls Arbeit – nicht nur für die praxeologisch orientierte Holocaust-Forschung.

*Michaela Christ, Soziologin, forscht am
Norbert Elias Center der Europa-Universität Flensburg.
michaela.christ@uni-flensburg.de*